

Unverkäufliche Leseprobe



**Amir Hassan Cheheltan
Der Zirkel der Literaturliebhaber**

2020. 252 S.

ISBN 978-3-406-75090-8

Weitere Informationen finden Sie hier:

<https://www.chbeck.de/30262058>

AMIR HASSAN CHEHELTAN

Der Zirkel der Literaturliebhaber

Roman

Aus dem Persischen
von Jutta Himmelreich

C.H.BECK

Titel des persischen Originals: محفل عاشقان ادب

© Amir Hassan Chehelan 2020

Für die deutsche Ausgabe:

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2020

www.chbeck.de

Umschlaggestaltung: geviert.com,

Andrea Hollerieth

Umschlagabbildung: © Stocksy United

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier

(hergestellt aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff)

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 75090 8



klimateutral produziert

www.chbeck.de/nachhaltig

DAS ZIMMER

In jungen Jahren träumte ich eines Nachts von einem Raum, in dem nichts stand außer einem Tisch mit einer Handvoll weißer Blätter, die darauf warteten, dass jemand sie beschrieb. Mehrmals erschien mir dieses Bild im Traum, wurde aber bald von Bildern verdrängt, die die Pubertät mit sich brachte. Als mein Vater starb, drängte sich das Zimmer wieder in meine Träume, und obwohl ich sie lange ignorierte, ließen sie mich seitdem nicht mehr los. Die Welt außerhalb dieses Raums schien in diesen Träumen nicht zu existieren, es gab nur diesen Tisch und die weißen, zum Schreiben einladenden Bögen Papier.

Was dieses Zimmer und meine Vergangenheit betrifft, lässt sich schlicht und einfach sagen, dass mir nur meine Kindheit und die Literatur geblieben sind. Nicht ohne Grund sind diese beiden Wörter die wichtigsten Begriffe in meinem Leben. Meine Kindheitsjahre vergingen außerhalb der Zeit und literarischer Texte. Ich lebte einfach, ich war auf der Welt, ganz ohne Rechtfertigung, ohne Grund. Mag sein, dass ich über meine wie im Unschuldsschlummer vergangene Kindheit schreibe, weil ich persönliche Geheimnisse aus anderen Lebensphasen preiszugeben fürchte. Vielleicht aber noch mehr, um mich gegen die Übermacht der Vergangenheit zu wehren. Mein Rückblick führt mir alles wieder so lebhaft vor Augen, als geschähe es genau jetzt in diesem Augenblick. So lebendig, bunt, eindrucklich, dass ich das Gefühl habe,

meine Erinnerung blendet die reale Welt so stark aus, dass diese aufhört zu existieren.

Außer über meine Kindheit schreibe ich über Literatur, über meinen Vater und seine Freunde in der Donnerstagsrunde. Schreibe, damit sie in meiner Fantasie lebendig werden. Weil ich glaube, jetzt den nötigen Abstand zu ihnen und auch genügend Vorstellungskraft zu haben. So lässt sich das, was in der Vergangenheit wirklich passiert ist, weniger leicht manipulieren.

Nun, der Rest ist so leer wie ein unbeschriebenes Blatt, so leer, dass ich vermute, selbst wenn ich noch weitere tausend Jahre lebe, wird man am Ende nur sagen: Ich bin zur Welt gekommen, habe eine Kindheit verbracht, mich in die Literatur verliebt und bin gestorben. Unsere Donnerstagsrunden spiegeln diese Wahrheit wider, sie sind diese Wahrheit, die so weit reicht, dass sie sogar mein Zeitempfinden bestimmt. So erinnere ich mich an meine Vergangenheit: der Winter, in dem wir Rumis *Masnavi* gelesen, der Frühling, in dem wir uns Ferdowsis *Buch der Könige* erneut vorgenommen haben, und so fort. Diese Donnerstage überstrahlen andere Erinnerungen völlig und strukturieren meinen Kalender. Sie versetzen mich in mein ganz persönliches Paradies, das mir mein Liebstes beschert hat: die Freude an der Literatur.

Alles fand in diesem hellen, freundlichen Raum statt, dem größten Raum des Hauses, unserem Gästezimmer. Ringsum standen Stühle, mit weinrotem Satin bezogen, ein großes Kanapee, dem die mit Pfauen aus Perlen bestickten Polster zu beiden Seiten die Anmutung eines Throns verliehen. An der Decke ein dreiarmer Kronleuchter mit blauen Glühbirnen,

Erinnerung an meinen lieben Großvater und zugleich das wertvollste Schmuckstück im Raum. Dreibeinige Holzschmel, die Sitzflächen intarsienverziert, Kristallteller für Knabereien und Kuchen und silberne Serviertablets steigerten die Bedeutung dieses Zimmers, verglichen mit der der übrigen Räume, ins schier Unermessliche. Hinzu kam ein einziges großes Ölgemälde, das vor allem anderen den Blick fing, sobald man den Raum betrat, weil es dem Eingang direkt gegenüber hing. Es zeigte eine Frau, die an einem schönen Sommertag in einem stillen, verträumten Weiher zu ertrinken drohte. Deutlich sprach ihre Angst aus ihrem dem Betrachter zugewandten, flehenden Blick. Das durchs Dickicht am Ufer aufs Wasser fallende Sonnenlicht unterstrich die Panik in den Augen der Ertrinkenden. Niemand in unserer Familie kannte den Maler des Werks. Darüber, wie es seinen Weg in unser Haus gefunden hatte, gab es unterschiedliche, ja widersprüchliche Aussagen. Die Darstellung und die Ausstrahlung des Werks standen in starkem Kontrast zu dem, was sich in diesem Zimmer zutrug.

Dieses Bild war nicht bloß eines unter vielen Dingen, die die Realität dieser Donnerstage ausmachten, nein, es bestimmte das Wesen des Zimmers, das sommers dicht bewachsene Äste eines Feigenbaums verdunkelten und aus dem donnerstags, vor Eintreffen der Gäste, lästige Insekten mit Naphtalin vertrieben wurden, wobei eine Stunde nach dessen Anwendung die großen Fenster mit Blick auf das Gärtchen im Hof geöffnet werden mussten. Stünde unser Haus als Abbild der Welt, so wäre dieser besondere Raum wiederum ein Abbild unseres Hauses. Durch die Ritzen der geschlossenen Zimmertür, die

sich nur an Donnerstagen auftat, drang während der Woche eine stille Kraft nach außen, ins ganze Haus. Das Zimmer war eine Mutter, nahm wie ein Tempel den Mittelpunkt ein und hielt auf unterschiedlichste Weise mit unserem Innersten Verbindung.

Sie waren acht an der Zahl, zehn, wenn man meine Eltern mitzählte. Mich, der später regelmäßig an der Runde teilnahm, hinzugerechnet, waren wir insgesamt zu elft. Golschan und Mokhtar hatten sich bereits mit einigen Büchern einen Namen gemacht und galten, was Publikationen im Bereich Literatur und Kultur anging, als feste Größen. Kuscha war Dozent für Literatur, wollte aber höher hinaus. Er schrieb Gedichte, Theaterstücke, Erzählungen und tausend andere Dinge, ohne dass man ihn wirklich ernst nahm. Außer meinem Vater, Aschrafi und Foghahi, die ebenfalls Literatur unterrichteten, hatten die anderen, nämlich die blonde Witwe, Monsef und Hatam, zwar nicht beruflich mit Literatur zu tun, waren ihr aber, wie sie es ausdrückten, durch den unvergleichlichen Genuss verbunden, den sie ihnen verschaffte.

Mein Vater, als Gastgeber, hatte sich gewisse Privilegien ausbedungen. Dazu zählte das Recht, Texte laut vorzutragen, sofern er nicht erklärte, von seinem Recht einmal keinen Gebrauch machen und jemand anderem die Aufgabe übertragen zu wollen. Häufiger als die übrigen Teilnehmer übernahm Foghahi diese Rolle gern freiwillig. Hoch aufgeschossen, wie er war, erhob er sich meist dazu, blieb reglos vor seinem Stuhl stehen und deklamierte in überschwänglichem Ton. Dann und wann hielt er inne und prüfte die Wirkung seines Vortrags auf sein Publikum. Zum Zeichen seines genauen Ver-

ständnisses eines Werks nickte er hier anerkennend, hob da den Zeigefinger und ließ ihn erst nach einer Weile wieder sinken. Immer auch rezitierte er Textpassagen auswendig und schloss dabei die Augen.

Abgesehen von der Witwe Motallai war Aschrafi der Einzige, der nie freiwillig Texte vortrug. Neben seiner Pfeife im Mundwinkel und seinem ausgeprägten Bauch erinnerten auch sein kahler Kopf, das rundliche Gesicht und seine eher geringe Größe mich an Amir-Abbas Howeida, unseren einstigen Premierminister. Und ich habe Aschrafi ausschließlich mit Krawatte in Erinnerung. Er hatte die Angewohnheit, die jeweils Vortragenden mindestens ein- bis zweimal mit der üblichen Frage zu unterbrechen: «Könnten Sie diesen Absatz bitte wiederholen?»

Monsef hatte ein Muttermal in Form einer ausgedehnten Hautrötung im Gesicht. Er und Hatam, der Geigenspieler, dessen Akzent seine Herkunft aus Kermanschah verriet, waren zurückhaltend und sehr höflich. Wobei Hatam noch dadurch auffiel, dass er immer überrascht aussah. Welchen Text wir auch lasen, ständig murmelte er zwischendurch: «Adschab, adschab, erstaunlich, erstaunlich!» Mit seiner metallgerahmten, runden Brille und seinem dichten schwarzen Schnauzbart ähnelte er Walter Benjamin, den ich später oft auf Fotos sah.

Der Donnerstagskreis saß immer mehrere Stunden lang zusammen. Nach getaner Arbeit machten die einen sich auf den Heimweg, die anderen blieben noch. Für sie hatte man kurz zuvor in einer Ecke des Raums einen kleinen Tisch gedeckt, an dem nun fröhlich getafelt wurde. Man trank besten

Wodka, aus der Herstellung eines Armeniers und in Kristallgläschen gereicht, auf die Gesundheit der Anwesenden und nahm sich, sobald die Atmosphäre vertrauter wurde, unterschiedlichster Themen an, von Politik bis zu Witzen. Die gab man mit plötzlich gesenkter Stimme zum Besten, wobei der Erzähler sich zu den Zuhörern beugte, kurz darauf für schallendes Gelächter sorgte und nicht einmal den dreiarmigen Lüster an der Zimmerdecke unbewegt bleiben ließ. Letztendlich aber fand man immer zur Literatur zurück. Sie stand in diesem Zimmer am Anfang und am Ende jedes Gedankenaustauschs.

DIE DONNERSTAGE

Als ich klein war, glaubte ich in meiner kindlichen Fantasie, aus mehreren Personen zu bestehen. Nämlich aus meinem Vater, meiner Mutter und meiner Großmutter. Und aus einer weiteren, mir unbekanntem Person, nach der ich zwar ständig auf der Suche war, wobei ich insgeheim aber vermutete, dass sie mit der Frau in Verbindung stand, die gelegentlich, auch donnerstags, zu uns nach Hause kam und meiner Mutter zur Hand ging.

Die kräftige Landfrau ging seit vielen Jahren schon bei uns ein und aus, gehörte – weil sie in all unsere Geheimnisse eingeweiht war – quasi zur Familie und kam donnerstags in der Frühe, um das Haus für den besonderen Tag vorzubereiten. Da sie so früh am Tag kam, bemerkte ich damals nie, dass sie schon im Haus war und ihre erste Pflicht, im Gästezimmer zu

putzen und Staub zu wischen, bereits erfüllt hatte, bevor ich und mein Bruder wach wurden.

Und das geschah nach einem bestimmten Ritual. Morgens klingelte der Wecker meiner Mutter normalerweise zweimal, im Abstand von einer halben Stunde. Nach dem ersten Klingeln stand sie auf, ging in die Küche, machte Frühstück oder befasste sich mit anderen Dingen. Dann stellte sie den Wecker vermutlich so, dass er eine halbe Stunde später wieder klingelte und beinah zeitgleich mit der Fahrradhupe des fliegenden Milchhändlers zu hören war, der auf den schwarzen Gummiballon drückte, während er an unserem Fenster vorbeiradelte.

Dass Wecker und Hupe fast simultan ertönten, nährte in meinem Bruder den Verdacht, unsere Mutter habe sich mit dem Händler heimlich abgesprochen. Wie wütend er auf beide war, zeigte er auf unterschiedlichste Art. Sein Zorn steigerte sich eines Tages bis zur Rebellion.

Wenn der Wecker zum zweiten Mal klingelte, trug meine Mutter ihn in den ersten Stock hinauf, in unser Zimmer. Ich war sofort hellwach, richtete mich auf und war bereit, es mit dem neuen Tag aufzunehmen. Mein Bruder hingegen kroch trotzig tiefer unter seine Decke und vergrub den Kopf unterm Kopfkissen. Meine Mutter ließ nicht locker. An manchen Tagen steckte sie, schelmisch grinsend, den klingelnden Wecker sogar unter meines Bruders Decke. Genervt, mit vor Wut verzerrter Miene, fluchend, kroch er schließlich aus den Federn. Eines Tages aber nahm diese Zeremonie einen unerwarteten Lauf.

Mein Bruder reagierte ungewöhnlich heftig. Er riss den

klingelnden Wecker an sich und schlug damit mehrmals so kräftig gegen die Fensterscheibe, dass die zerbrach, der Wecker mitsamt den Scherben im Hof landete und für immer den Geist aufgab. Diese Aktion, ob verrückt oder total dumm – wie meine Mutter dieses Verhalten nannte, das sie ihr Lebtage nicht vergaß –, war für meine Mutter Grund genug, ihr listiges, lästiges Weckritual aufzugeben. Da sie selbst einen Wecker brauchte, kaufte sie natürlich ein neues Gerät, das sie allerdings nie wieder in unser Zimmer brachte. Eine interessante Begleiterscheinung dabei war, dass das Hupen des radelnden Milchhändlers nun ebenfalls aufhörte. Mein Bruder, der seine Tat als großen Sieg ansah, mit dem er Gutes erreicht habe, dachte auch in späteren Jahren gern an seinen Erfolg zurück.

Wenn ich donnerstagsmorgens gewaschen und angezogen ins Erdgeschoss kam, sah ich meine Mutter, barfuß, mit Lockenwicklern im Haar, in ihrem Kimono – dem Morgenmantel, in dem sie einer Japanerin glich – emsig hin- und herlaufen und hörte ihre Anweisungen an das Dienstmädchen wegen der Einkäufe von Knabbereien und Früchten, die man den am Nachmittag erwarteten und bis kurz vor Mitternacht bleibenden Gästen reichen würde. Kochen war normalerweise Sache meines Vaters. Weil an den besonderen Donnerstagen aber das Dienstmädchen im Haus war, trat er diese Aufgabe donnerstags ab.

Dann kam es vor, dass man den Gästen zusätzlich zu Knabbereien und Obst einen kleinen Imbiss reichte, eine Suppe etwa oder ein Gemüseomelett. Kleine Köstlichkeiten, die meine Mutter persönlich servierte, um das Lob der Gäste für ihre

Kochkünste demütig entgegenzunehmen. Möglich war das natürlich nur an den Donnerstagen, an denen sie nicht zur Arbeit musste. Während die Gäste meinen Vater mit vollen Mündern daran erinnerten, wie glücklich er sich schätzen könne, eine so gute Frau und Hausfrau zu haben, wiegelte meine Mutter bescheiden ab: «Das ist doch nichts Besonderes, nur unser ganz normales Abendessen.»

Womit sie recht hatte. Auch mein Bruder und ich mussten mit diesem Imbiss vorliebnehmen, sofern uns die Gäste etwas übrig ließen.

An den betriebsamen Donnerstagen, an denen es morgens zuzuging, als würde ein großes Fest vorbereitet, und an denen meine Mutter stärker eingespannt war als sonst, setzten mein Bruder und ich uns unbeeindruckt vom Trubel rundum zum Frühstück, während meine Mutter das Dienstmädchen minütlich an dies oder jenes erinnerte. Das Mädchen hatte seine wichtigste Aufgabe, die Vorbereitung des Gästezimmers, ja bereits erfüllt und konnte sich nun in aller Seelenruhe zu uns in die Küche gesellen, um uns Frühstück zu machen. Da sie, wie schon erwähnt, der Familie inzwischen sehr nahestand und mit mir und meinem Bruder ganz ungezwungen umging, konnte sie sich zu uns herunterbeugen, mit den Augen rollen, die Brauen heben und in Richtung unserer geschäftig hin- und herhuschenden Mutter flüstern: «Statt jetzt so zu hetzen, wärest du besser früher aufgestanden», um uns dann kameradschaftlich zuzuzwinkern. Mein Bruder und ich behielten zwar unsere geplagte Mutter im Auge, kicherten aber verstohlen, solidarisch mit dem Dienstmädchen, und nickten ihr zu.

Auch in anderer Hinsicht unterschieden sich Donnerstage vom Rest der Woche, denn es herrschten Ruhe und Ordnung, wenn wir nachmittags aus der Schule kamen. Ringsum war alles blitzsauber. Die Beistelltische im Gästezimmer waren mit Süßigkeiten beladen, mit Gaz und Sohan, Baghlawa und Ghatab. Der unwiderstehliche Duft der Köstlichkeiten war zwar höchst appetitanregend, doch wir, müde und hungrig, brachten nicht den Mut auf, das ungeschriebene Gesetz zu brechen und uns den verlockenden Tischen zu nähern. Die Leckereien waren allein für die Gäste bestimmt, die wir als die weltweit glücklichsten Menschen ansahen, weil sie so mühelos in deren Genuss gelangen würden. Mein Bruder, sein Leben lang mutiger als ich, umging das eherne Gesetz und stibitzte hier ein Häppchen von einem Silbertablett, dort eines von einem Kristallteller, während ich seinen Raubzug erst registrierte, wenn er in einer entfernten Ecke saß und seine Beute seelenruhig vertilgte, ohne sie je mit mir zu teilen. Das Hausmädchen, um meine Ängstlichkeit wissend, tröstete mich oft über des Schicksals Härte hinweg, steckte mir in unbeobachteten Momenten dies oder das zu und versicherte mir mit kameradschaftlichem Augenzwinkern ihre beständige Solidarität.

Ghamar, Mond, nannten wir die nicht gerade mit Schönheit gesegnete, aber robuste Landfrau, der man einen lilafarbenen Anker auf die Stirn tätowiert hatte und deren Brüste groß und prall wie zwei aus Tierhaut gefertigte Wasserschläuche waren. Ghamar hatte einen Sohn in meinem Alter und hatte, wie meine Verwandten berichteten, mir einst so gern Milch gegeben wie ihm und nutzte den leisesten Vorwand und jeden unbeobachteten Augenblick, um mich an ihre Brust

zu legen, mir gut zuzureden und mich zu stillen. Später schilderte meine Tante mir, wie begierig ich damals getrunken und Ghamar dabei mit meinen kleinen Fäusten an die Brust geschlagen hätte. Offenbar, und sehr zum Missfallen meiner Mutter, mochte ich Ghamars Milch lieber als ihre. Jedes Mal, wenn sie das hörte, schüttelte sie energisch den Kopf: «Daran kann ich mich gar nicht erinnern.»

Um die Sache klarzustellen, aber auch im Versuch, meine Mutter wieder milde zu stimmen, erzählte meine Tante weitere Geschichten von früher. Meine Mutter aber rief ihr in Erinnerung: «Wie gesagt, was das andere Thema angeht, da übertreibst du, ganz bestimmt!»

Weil meine Tante aber beharrlich an ihrer Sicht der Dinge festhielt, setzte meine Mutter der Diskussion irgendwann ein Ende: «Jetzt lass es aber bitte gut sein!» und wechselte das Thema.

Stimmt es, dass der Charakter eines Menschen von der Muttermilch bestimmt wird, die der Säugling bekommen hat? Beeinflusst die Qualität der Nahrung das Zellwachstum im Säuglingsalter so, dass sie sich auf seine Wesensart auswirkt?

Meine Versorgung mit Milch wurde an einem Tag zum Thema, an dem meine Mutter relativ spät noch unterwegs, mein Hunger schier unstillbar und Ghamar noch bei uns zu Hause gewesen war, sodass meine Großmutter sie bitten musste, auch mich zu stillen. Meiner Tante zufolge sind dazu folgende Worte meiner Großmutter überliefert: «Na und, was ist schon dabei? Auch Ghamar ist ein Geschöpf Gottes.»

Und diese Geschöpfe Gottes geben wohl unterschiedliche

Erbanlagen und Charaktereigenschaften an den Säugling weiter, wie etwa die Kleinlichkeit oder die Knauserie, die sich manchmal an mir zeigen. Ob das stimmt? Nun, ich bin ein sparsamer, bescheidener Mensch, der darauf achtet, wie und wofür er sein Geld ausgibt. Vielleicht ist das ein bäuerlicher Charakterzug. Oft genug fragte meine Mutter sich verwundert und leicht verzweifelt: «Von wem hast du das bloß?»

Mir fiel dann sofort wieder ein, was meine Tante voller Überzeugung vorgebracht hatte: «Das kommt auch von Ghams Milch. Du warst als Kind rund und wohlgenährt, ganz anders als dein Bruder, der ausschließlich Muttermilch getrunken hat.»

Sonst war ich Ghamar nicht sonderlich zugetan. Im Gegenteil, manchmal, wenn sie unter einem Vorwand versuchte, mir einen Kuss auf die Wange zu drücken, empfand ich Abscheu, starken Widerwillen, schloss die Augen und stöhnte. Der Gedanke, dass etwas von ihren Lebenssäften auch durch meine Adern floss, war mir nicht geheuer, vielleicht aber auch nur deshalb, weil sie, anders als meine stets angenehm duftende Mama, immer nach indischen Gewürzen und gebratenen Zwiebeln roch, ein Geruch, der auch in ihren Kleidern hing.

Meine Mutter kritisierte Ghamar, weil sie ihre Nase in fast alle unsere Familienangelegenheiten steckte. Insgesamt hielt sie ihr aber zugute, dass sie aufrichtig war und die Geheimnisse unseres Hauses bewahrte. Ghamar ging bis an ihr Lebensende bei uns ein und aus. Mir fiel auf, dass meine Mutter und sie bisweilen die Köpfe zusammensteckten und tuschelten. Einmal hielt meine Mutter dabei plötzlich inne, während Ghamar, auf die Fortsetzung der Geschichte wartend, sie ver-

blüfft anstarrte, woraufhin meine Mutter den Kopf schüttelte – im Vertrauen darauf, dass ihr plötzliches Schweigen die in Ghamars Gedanken Gestalt annehmende Vermutung bestätigte, während Ghamar ihr teilnahmsvoll die Hand tätschelte und mit erstickter Stimme ein paar Worte stammelte. Ghamar sah aus, als könnten ihr jeden Augenblick die Tränen kommen. Sie hatte mit meiner Mutter nichts gemein, doch wenn ich sie mitfühlend seufzen und meine Mutter trösten sah, hielt ich das für ein Zeichen der Kameradschaft in Dingen von geringer Relevanz, etwa die weiblichen Wechseljahre betreffend.

Dass eine fremde, unserer Familie aber relativ nahestehende Frau mich hin und wieder gestillt hatte, nährte später den Verdacht in mir, ich sei gar nicht das Kind meiner Eltern, sondern, bedingt durch mir unergründliche Gegebenheiten, adoptiert worden. Um meine Vermutung zu stützen, rief ich mir oft bestimmte Dinge in Erinnerung, die nur meinem Bruder zugestanden worden waren, oder andere Unterschiede, die meine Eltern zwischen ihm und mir machten. Wenn sie zu Unrecht auf mich wütend waren oder mich rügten, bestärkte mich das in meiner Annahme. Um mich meiner Unähnlichkeit mit ihnen zu vergewissern, studierte ich manchmal tagelang die Gesichter meiner Eltern, wenn sie beide zu Hause waren. Als ich später Ähnlichkeiten zwischen mir und meiner Mutter entdeckte, verschaffte mir das ein bestimmtes Maß an Gewissheit, dass sie aller Wahrscheinlichkeit nach doch meine Mutter war. Meinem Vater gegenüber erreichte ich diese volle Gewissheit nie. Ich habe meine Zweifel mein Leben lang vor allen verborgen. Sie preiszugeben hätte bedeutet, dass ich

meiner Mutter etwas unterstellte. Sie preiszugeben, wäre einer schweren, gefährlichen Verleumdung gleichgekommen.

Mein Verdacht erreichte seinen Höhepunkt, als ich eines Mittags im Herbst hörte, wie ein nur noch wenig Laub tragender Ast des Baums vor unserem Haus, vom Wind bewegt, am Badezimmerfenster kratzte, ein unangenehmes Geräusch, und ich gleichzeitig durch den Spalt der Badezimmertür die Scham meiner Mutter erblickte. Es fällt mir ungemein schwer, zu erklären, wie diese beiden Sachverhalte miteinander zusammenhängen.

Ich kam wie immer mittags aus der Schule nach Hause und rief, wie gewohnt, nach meiner Mutter. Wenn Kinder, sobald sie nach Hause kommen, nicht die Gewissheit haben, dass auch ihre Mutter zu Hause ist, finden sie keine Ruhe. Jedenfalls ging es mir so. Weder in der Küche noch im Wohnzimmer fand ich meine Mutter. Sie war weder im Hof noch auf der Veranda. Und als ich auf der Suche nach ihr die Treppe in den ersten Stock hinaufging, hörte ich ganz deutlich, dass im Bad der Wasserhahn lief. Zugleich wurde das hässliche Geräusch des an der Scheibe kratzenden Asts lauter, und dann sah ich sie: Sie saß aufrecht vor einem großen blauen Waschzuber, wrang ein Kleidungsstück aus und war nackt. Ich konnte alles an ihr sehen und war fassungslos, zu erkennen, dass zu ihrem Körper auch dieser auf mich schockierend wirkende Teil gehörte.

Unwillkürlich machte ich einen Schritt rückwärts und schloss die Augen. Mehr konnte ich in dem Moment nicht tun. Nur Gott weiß, wie inständig ich damals hoffte, meine Mutter möge mich nicht bemerkt haben. Zum Glück war es wohl auch so. Als ich die Augen wieder aufschlug, tat sich so-

fort ein riesiges Loch vor mir auf, in das ich stürzen würde, sobald ich den nächsten Schritt machte. Da ich aber auch nicht ewig wie angewurzelt an der Tür zum Bad stehen bleiben konnte, schloss ich wieder die Augen und trat einen Schritt vor. Nichts geschah. Das Loch, dieser tiefe Abgrund, hatte sich wohl nur in mir aufgetan. Und weil er bis heute klafft, bin ich felsenfest davon überzeugt, dass er existiert.

Ich ging zurück ins Erdgeschoss, hörte den Ast nach wie vor an der Fensterscheibe kratzen, spürte starken Druck auf der Brust und hatte heftige Gewissensbisse. Ich hatte ein großes Unrecht begangen, unbeabsichtigt zwar, aber ich hatte mich schuldig gemacht. Wenn unser Koranlehrer, ein junger Mullah, uns den Gipfel der Respektlosigkeit illustrieren wollte, verglich er ihn immer mit dem unerlaubten Anblick der Scham der Mutter. Jungs, die mit einer oder mehreren Schwestern aufwachsen, kennen die körperlichen Unterschiede zwischen Mann und Frau von klein auf und betrachten sie als völlig normal, als natürlich. Weshalb sie auch kein Geheimnis daraus machen. Ich aber hatte keine Schwester.

Was ich durch den Türspalt gesehen hatte, verfolgte mich später in meinen Träumen. Im Traum hätte ich meine Mutter in solchen Momenten am liebsten umarmt. Sie aber nahm mich damals schon nicht mehr liebevoll in die Arme. Ich war inzwischen elf, und sie erklärte mir: «Weißt du ... du wirst jetzt langsam ein Mann.»

Ein Mann. Das Wort klang damals geheimnisvoll, beklemmend auch, selbst wenn ich mir nichts sehnlicher wünschte, als möglichst rasch erwachsen und in den Kreis der Großen aufgenommen zu werden, um, wie sie, grenzenlose Freiheit zu

genießen. Die mir allerdings, wie bisher alles Unbekannte, auch einiges Unbehagen verschaffte.

Je bewusster ich meine Umwelt wahrnahm, desto neugieriger wurde ich und wollte irgendwann genau wissen, wo die Babys aus ihrer Mutter herauskommen. Meine Mutter hatte mir erklärt, sie kämen aus dem Bauch ihrer Mama. Da ich die prallen Bäuche schwangerer Frauen schon häufiger gesehen hatte, glaubte ich ihr, auch wenn an ihrem Bauch keine Anzeichen von Schwangerschaft zu erkennen waren. Später erschrak ich, als ich, in einer Frauenzeitschrift schematisch dargestellt, den Spalt zwischen den Beinen einer Frau erblickte, durch den wohl tatsächlich Babys auf die Welt kamen. Mir vorzustellen, auch ich sei aus einem solchen Spalt herausgekrochen, war mir damals unangenehm. Diese befremdliche Entdeckung machte ich ein Jahr nach dem zufälligen Vorfall mit der halb offenen Badezimmertür. Seitdem gingen meine Mutter und ich anders miteinander um, eine seltsame Zurückhaltung hatte sich zwischen uns entwickelt, die sich über Jahre hin auch nicht mehr änderte. Allerdings fragte ich mich, ob dieser Wandel einen äußeren, greifbaren Grund hatte. Vielleicht warfen ja nur meine Wahrnehmung, meine Gefühle einen Schatten auf unser Verhältnis und machten es zu etwas, das ich als nicht normal und sogar als beängstigend empfand. Den Status der Heiligen hatte meine Mutter jedenfalls auf einen Schlag eingebüßt. Meine fast abgöttische Liebe zu ihr verblasste mit der Entdeckung im Bad. Meine Mutter indes schien so zu tun, als sei alles normal geblieben. Verstellte sie sich denn? Warum kam ich ihr dann nie auf die Schliche?

Was ein Jahr später geschah, komplizierte die Dinge noch zusätzlich. Dank eines nur wenige Monate älteren Freundes und Klassenkameraden wurde ich nämlich in die Geheimnisse der Fortpflanzung eingeweiht. Mein Freund beschrieb die Angelegenheit verblüffend sachlich, überzeugend, und obwohl er alles aus der Sicht seines Vaters schilderte, ließ seine Selbstsicherheit erkennen, dass auch er bis ins Detail Bescheid wusste. Da ich seine Ausführungen nicht vollends befriedigend fand, stellte ich ihm Fragen, bat ihn, den einen oder anderen Aspekt näher zu erläutern, erntete einen verächtlichen Blick und handelte mir nur eine Wiederholung seiner Schilderung ein. Mit etwas mehr Begeisterung zwar, jedoch ohne Zusatzinformationen. Dann fragte er mich herablassend: «Wie alt bist du überhaupt, du Knirps?»

Bei uns zu Hause herrschte rund um das Thema Pubertät absolutes Schweigen. Natürlich konnte ich von meiner Mutter nicht erwarten, dass sie mich aufklärte. Doch warum hüllte auch mein Vater sich in Schweigen? Später erfuhr ich, dass mein Bruder von seinen Spielkameraden in die Geheimnisse der Zeugung und Fortpflanzung eingeweiht worden war.

Dass man auch in der Schule kein Wort darüber verlor, schien damals völlig normal zu sein. Im Koranunterricht vertröstete man uns bei manchen Themen, wie etwa Beten oder Fasten, auf später, wenn wir geschlechtsreif sein würden, gab aber auf die wichtigsten körperlichen Anzeichen für diesen Entwicklungsschritt nur spärliche Hinweise, deren Bedeutung sich uns erst im Nachhinein erschloss. Entsprechend wühlten meine Pubertät und die mit ihr einhergehenden Krisen mich

auf, was sich am deutlichsten in den parallel mit meinem Geschlechtstrieb wachsenden Schuldgefühlen manifestierte.

Doch damit nicht genug. Wenige Monate nach meinem Eintritt in die Pubertät passierte etwas, das die Lage noch vertrackter machte. Eines Abends, ich hatte mich in mein Zimmer zurückgezogen und war mit mir selbst beschäftigt, hörte ich Schritte. Vor meiner angelehnten Tür hielten sie inne und entfernten sich kurz darauf, möglichst geräuschlos, wie mir schien.

Bis heute habe ich im Ohr, wie heftig damals mein Herz schlug, noch heute spüre ich, wie sehr ich mich damals geschämt habe, und bis heute bringt mich das aus der Ruhe. In solchen Momenten habe ich das Gefühl, ich baumele über einem abgründigen Brunnen und könne mich aus dieser misslichen Lage nicht befreien. In meinem ganzen Leben war ich meiner nie wieder so überdrüssig wie in diesen kurzen, schier endlosen Minuten, in denen ich meine Mutter in ihren Winterpantoffeln mit schweren Schritten bemüht leise ins Erdgeschoss schleichen hörte. In meinen Träumen verschmolz das Schlurfen der sich entfernenden Hausschuhe mit den am Badfenster kratzenden Ästen und verfolgte mich noch jahrelang.

Aus dieser großen Schmach ist mir die zwanghafte Angewohnheit geblieben, mich davon überzeugen zu müssen, dass Türen geschlossen sind. Bis heute prüfe ich bei jeder Tür, die ich schließe, mehrmals, ob sie auch wirklich zu ist. Das gilt auch für Autotüren und für die Fenster meines Zimmers. Wenn ich abends nicht die Gewissheit habe, dass alle Türen und Fenster fest geschlossen sind, finde ich keinen Schlaf.

Natürlich konnte ich an jenem Tag der Schande nicht ewig in meinem Zimmer bleiben. Ich ging also eine Stunde später nach unten und sah, wie meine Mutter und meine Großmutter, die Köpfe zusammengesteckt, miteinander flüsterten. Redeten sie über mich?

Ich war an dem Abend der festen Überzeugung, dass die beiden über das sprachen, was meine Mutter eine Stunde zuvor durch meine einen Spalt geöffnete Zimmertür gesehen hatte.

Zwei jeweils einen Spalt geöffnete Türen und zwei beschämende Anblicke dahinter legten sich wie eine dicke Schicht Staub auf meine glänzende Kindheit und meine Jugend, trübten beide und bereiteten mir Angst und Schuldgefühle.

Geflüstert wurde bei uns zu Hause allerdings seit Monaten schon. Geflüster, das so ähnlich auch in der Öffentlichkeit zu hören war, das allerdings jäh verstummte, sobald mein Bruder und ich nach Hause kamen. Wir wussten, es hatte damit zu tun, dass die ganze Stadt in Aufruhr war, was meinen Vater dazu bewog, uns auf offenbar bevorstehende große politische Ereignisse einzustimmen. «Und ihr Kinder haltet euch davon möglichst fern.»

Das Wort «politisch» hatte bei uns zu Hause einen grausigen Unterton, weil die Begriffe Gefängnis, Folter und Todeschwadron darin mitschwangen. Jahre zuvor war mein Onkel, als junger Offizier und Mitglied einer mit Kommunisten in Verbindung stehenden Geheimorganisation, hingerichtet worden. Nur allzu verständlich, dass wir uns fernhalten sollten von allem, was mit Politik zu tun hatte. Bald aber stellte sich heraus, wie unmöglich das war, denn bald war die Politik

überall und immer Gesprächsthema Nummer eins. In der Schule traktierten meine Mitschüler die Lehrer mit Fragen über die Vorkommnisse in der Stadt. Die einen schwiegen sich aus, andere, Anteil an uns nehmend, gaben mehrdeutige, rätselhaft Antworten, die uns Kinder allerdings nicht weiterbrachten. Sie setzten wohl einfach voraus, dass wir mittlerweile alt genug waren, um ihre langen Pausen zwischen zwei Sätzen, ihr vermeintlich grundloses Kichern und die in ihren Blicken aufblitzende Wut richtig zu deuten. Insgesamt aber wurde klar, alles stand im Zusammenhang mit der Opposition gegen den Schah. Das Erstaunliche dabei war, dass der Savak, des Schahs schreckliche Geheimpolizei, vor der alle Welt höchsten Respekt hatte und mit der angeblich jeder dritte Iraner in Verbindung stand, dagegen machtlos war.

Täglich gab es in wechselnden Ecken des Landes Aufruhr, ob in Ghom, Tabriz oder in Teheran, anscheinend ausgelöst durch einen Artikel in einer der beiden wichtigsten Tageszeitungen der Hauptstadt, in dem der bekannte, im irakischen Nadschaf exilierte Ayatollah Khomeini verunglimpft wurde. Die durch meine Jugend und Pubertät bedingten Krisen verliefen zeitgleich mit der Krise, die das ganze Land erfasste. Innen- und Außenwelt hatten einen unheilvollen Pakt geschlossen und trieben die Turbulenzen, in denen ich plötzlich steckte, auf die Spitze.

Ja, das war die eine, die reale Welt. Das Problem bestand darin, dass diese Welt ständig mit jener Welt in Berührung kam, die uns die Literatur eröffnete. Wodurch die reale Welt mitunter ihre Konturen verlor, unscharf wurde, rätselhaft, kompliziert. Oder aber die Literatur erweiterte sie, leuchtete

sie wie mit grellem Scheinwerferlicht bis in jeden Winkel aus und verlieh ihr überdimensionale Bedeutung.

Als Kind hatte ich natürlich weder eine klare Vorstellung von Literatur noch davon, was donnerstags in unserem Gästezimmer vorging. Für mich waren die Sitzungen dort damals unerreichbar. Erste Kontakte mit der Welt der Fantasie aber nahm ich auf, wenn meine Großmutter mir ihre Geschichten erzählte. Sie ist die Einzige, die nach ihrem Tod in meinem Leben weiterexistiert, und das wird so bleiben, solange ich sie als Erzählerin in Erinnerung behalte.

Ich weiß noch, wenn sie bei uns war, wünschte ich mir über lange Zeit hinweg eine Geschichte aus der Fabelsammlung *Kalileh und Damneh*, im zwölften Jahrhundert christlicher Zeitrechnung aus dem Arabischen (und zuvor aus dem Sanskrit des indischen Originals ins Mittelpersische) übertragen. Ich konnte mich an dieser Geschichte nicht satt hören, die von einem Affen handelt, der immer ohne sein vor Kummer schweres Herz aus dem Haus geht. Er lässt es zu Hause, damit den Menschen, die er besucht, nicht auch schwer wird ums Herz, und folgt damit einem alten Affenbrauch.

Meine Großmutter setzte sich zu mir ans Bett, strich mir sanft über die Stirn und sprach leise, aber bewegt, wenn sie mir meine Lieblingsgeschichte erzählte. Dann und wann hob sie die Stimme, um Bedeutendes zu betonen, und ließ sie im nächsten Moment wieder sinken. Mit wohlgesetzten Pausen und wechselnden Tonlagen verlieh sie jeder Geschichte geschickt die passende Wirkung.

Ein Schildkrötenmann zog sich zur Erholung für zwei, drei

Tage auf eine Insel zurück und freundete sich mit einem dort lebenden Affen an. Die Freundschaft wurde mit der Zeit so eng, dass der Schildkrötenmann seine Frau, seine Heimat und Haus und Hof völlig vergaß.

Dass er nicht mehr nach Hause kam, beunruhigte seine Frau, die sich in ihrer Sorge ihrer Stiefschwester anvertraute: «Ob meinem lieben Mann etwas zugestoßen ist? Er fehlt mir sehr. Ich sehne mir die Seele aus dem Leib.»

Die Stiefschwester wusste wohl, warum Herr Schildkröt noch nicht wieder zu Hause war: «Man sagt, dein Mann habe sich auf einer fernen Insel mit einem Affen angefreundet und finde das Leben mit ihm unvergleichlich schön. Er bedauert zwar, dass er fern von dir ist, tröstet sich mit seinem neuen Freund aber darüber hinweg.»

Frau Schildkröt wird wütend: «O tückisches Schicksal», schimpft sie, «du hast meinen Mann in die Arme eines anderen getrieben! Von Liebe und Zuneigung hat der Treulose wohl noch nie gehört?»

Ihre Stiefschwester beschwichtigt sie: «Sei dem, wie es sei. Jammern hilft jetzt nichts. Wir müssen überlegen, was wir tun können.»

Gemeinsam suchten sie nach einer Lösung und fanden, der Affe habe den Tod verdient. Frau Schildkröt stellte sich krank und sandte einen Boten, der Herrn Schildkröt die Nachricht von seiner kranken Gattin überbrachte. Als Herr Schildkröt erfuhr, wie schlecht es seiner Frau ging, bat er den Affen um Erlaubnis, zu Hause nach seiner Schildkrötfrau zu schauen. «Mein Freund, wie mitfühlend du bist», fand der Affe und stellte eine Bedingung: «Komm so bald wie möglich wieder,

lass mich nicht zu lang allein. Ohne dich werden Kummer und Sehnsucht meine Begleiter sein.»

Herr Schildkröt versprach, bald zurückzukehren, nahm Abschied und machte sich auf den Weg in seine alte Heimat. Dort angekommen, sah er seine Frau auf dem Totenbett liegen. Sie erwiderte seine Begrüßung nicht und schien auch seine teilnahmsvollen Worte nicht zu hören. So fragte Herr Schildkröt die seine Frau liebevoll umsorgende Stiefschwester: «Warum bringt die Kranke kein Wort über die Lippen? Warum sagt sie mir nicht, was ihr fehlt?»

Die Stiefschwester erklärte: «Wenn man eine Krankheit hat, gegen die kein Mittel hilft und gegen die bisher auch kein neues Mittel gefunden wurde, vergeht einem die Lust aufs Zuhören und Reden.»

Teilnahmsvoll sagte Herr Schildkröt: «Welches Heilmittel ist es denn wohl, das sich, trotz aller Mühen, hier nirgends finden lässt? Sagt es mir, geschwind, damit ich mich auf die Suche machen kann, rund um die Welt, ob wie ein Fisch am Grunde der See oder wie der Mond am Himmel oben, ich werde es finden, und sei's um den Preis meines eigenen Lebens.»

Die Stiefschwester entgegnete: «Sie hat ein Frauenleiden, genauer gesagt, ihre Gebärmutter ist davon befallen, und das einzige Heilmittel ist ein Affenherz.»

«Wie und woher soll man das wohl beschaffen?», fragte Herr Schildkröt.

Da die Stiefschwester diese List ersonnen hatte, erklärte sie näher: «Auch wir wissen, wie schwierig es ist, diese hochwirksame Arznei aufzutreiben. Doch nicht deshalb haben wir

dich gerufen. Du sollst nur deine treue Gefährtin zum letzten Mal sehen und dich von ihr verabschieden können.»

Tieftraurig sah Herr Schildkröt nun den einzigen Ausweg darin, den Affen zu töten. Er war hin- und hergerissen. Einerseits würde er die Freundschaft zu jemandem mit Füßen treten, der nicht verdient hatte, dass man ihm Gewalt antat. Andererseits ließ ihm keine Ruhe, dass er Verantwortung für sein Haus und seine Frau trug. Schweren Herzens kam er zu dem Schluss, dass das Befinden des Affen geringer zu bewerten sei. Die Liebe zu seiner Frau gewann die Oberhand. Doch er wusste, er würde seinen Plan nur umsetzen können, wenn er den Affen zu sich nach Hause brachte.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de